

Aus Dreyers Haus.

Vor mir liegt ein vergilbter Brief. Ich habe die verblässenden Schriftzüge wieder und wieder gelesen und sinne nun ihrem Inhalt nach - gerührt und bewegt. Es war mir ja nicht fremd - das geschilderte Geschehnis und doch - da ich's heute lese, ist es mir, als spräche eine Stimme aus dem Jenseits. Eine Mitschülerin - seit fast 50 Jahren hatten wir uns nicht gesehen - brachte mir den Brief, beim Aufräumen alter Papiere sei er ihr in die Hände gefallen. Eine Vorfahrin von ihr aus Obernkirchen schrieb ihn an eine Verwandte und erzählte ihr vom frühen Tod unserer Mutter (Minna, geb. Battermann, geb. 5. 3. 1844, gest. 17. 7. 1877), die gleich nach der Geburt der kleinen Schwester starb. Sie liess, so heisst's in dem Brief, einen verzweifelten Mann und drei kleine Kinder zurück. Mein allererstes schwaches Erinnern geht um die Mutter. Wie ein Schatten steht sie da vor der Rückwand des Elternhauses, ich höre auch ihre Stimme: „Wo ist Frieda?“ Das ist alles, was mir von ihr geblieben, aber das ist da, das hat mich durchs Leben begleitet. Ein Besuch an unsern Gräbern (Grossvater und Grossmutter Dreyer, unsere Mutter, Vater, Geschwister Bertha, Minna, Adolf liegen da) muss auch in diese meine früheste Kindheit fallen. Ein taufunkelnder Sommermorgen, Vater hob mich über das nasse Gras hinweg, ich wollte einen Zweig da lag, mitnehmen, aber Vater verwies mich: „Hier darf man nichts fortnehmen.“ - Nach einem Jahr kam eine zweite Mutter ins Haus - Anna geb. Stöber, geb. 22. 3. 1840, gest. 28. 4. 1900). Es ist mir unfasslich, dass Vater ihrem Wunsch, bei uns als rechte Mutter zu gelten und der verstorbenen nicht zu erwähnen, nachgab.

Das Wort Stiefmutter hat einen harten Klang, und Mutter hat wohl gehofft, den Weg zu unsern Kinderherzen leichter zu finden, wenn sie es ausschaltete. Und doch war es ein Unrecht gegen die Tote und auch nicht klug gehandelt. Ich hatte ja meine Erinnerung und fremde Leute hielten sie wach. „Wie ähnlich wirst Du Deiner Mutter,“ wie oft ist mir das gesagt. So wissen wir viel zu wenig von unserer Mutter. Als wir erwachsen waren, sprach man mit uns von ihr, aber da hielt eine gewisse Scheu uns ab, mehr zu erfragen. Von Vaters zweiter Hochzeit ist mir ein wenig in der Erinnerung geblieben, sie wurde still und klein im Amtsrichterhaus begangen, wo die 2. Mutter ihrem Bruder den Haushalt geführt hatte. Einige neue Einrichtungsgegenstände machten mir grossen Eindruck: so ein Gerät im Schlafzimmer, weiss Porzellan mit rotem Rand, „das war doch gestern noch nicht dageswesen?“ Zwei kleine Stiefschwestern wurden geboren, eins kam tot zur Welt, eins verliess sie sehr bald wieder. Auch hier setzt die Erinnerung ein: Die Hebamme, Frau Niemeier, „Niemeuter“ genannt, zeigt uns das in ein schwarz-weiss kariertes Wolltuch gehüllte kleine Wesen: „Ich habe Euch ein Schwesterchen gebracht.“ Dann ist da Grossvater Dreyer, der meine erste Kindheit begleitet. Bartlos, mit altersblassen Augen, so steht er vor mir. Freundlich und nachsichtig mit den Enkelkindern – und soll den eigenen Kindern – den Söhnen gegenüber hart gewesen sein. Er steht in der Morgensonne vor der Haustür, der Herr „Amtschirurg“ Schmidt (ich verstand: Amtsgeorg, verschwendete aber keinen Gedanken an die Bedeutung dieses seltsamen Titels) ging vorüber. Wohl ein Altersgenosse, er ging tiefgebeugt und hatte ein zerknittertes Falten Gesicht. Er verhält den Schritt: „Ein Prieschen gefällig, Herr Nachbar?“ Die flache Schnupftabaksdose

wird aus der hinteren Tasche des langen Rocks geholt und präsentiert. Ich bemühte mich, Grossvater meine frisch erworbenen Strickkünste beizubringen, er nahm die Nadeln in die alten Hände und versuchte die schwere Kunst. Abends erschien er manchmal in der Tür: „Ich gehe in den Krug.“ Das war das Brauhaus. Noch heute liegt es, wie damals, geduckt unter breitschattenden Linden, anmutiges Bild aus deutscher Kleinstadt. Grossvater trug bei diesen Abendgängen einen weiten Kragenmantel aus feinem blauen Tuch, aus dem später 3 Kinderkleider genäht wurden. Was hohe Alter Grossvaters (geb. 1798, gest. 1880) fand einen traurigen Abschluss: er verunglückte durch Sturz aus dem Fenster seiner Schlafstube in den gepflasterten Hof. Dieses Furchtbare ist mir klar im Gedächtnis geblieben. Grossvater war nicht tot, man hatte ihn aufs Sofa gebettet, ich erwachte an dem Hin und Her, Mutter kam herein, hatte Handtücher und Waschbecken, von nebenan hörte ich Grossvaters Stimme: „Äh, meine lieben Kinderchen.“ So hat er auch uns Enkelkinder immer genannt. Wir werden an sein Krankenbett geführt, worin er mit verbundenem Kopf und geschientem Arm liegt. Dann ein Sonntag morgen. Vater kommt aus dem Krankenzimmer, das Taschentuch vor das Gesicht gepresst: Grossvater Dreyer war tot! Nach dem Begräbnis sass ich auf Amanda Grossmanns (die Kantortochter von nebenan, die ausgeholfen hatte Schoss und liess mir Geschichten erzählen. Immer, wenn einer der Trauergäste vorüberkam und ihr Abschied nehmen zunichte (den langen Onkel Hermann Hillebrecht z. B. sehe ich deutlich vor mir) stand Amanda artig halbwegs auf - mein Gewicht hinderte sie etwas - und verneigte sich. Dieses Wippen ging so schön, dass sie es ein paar Mal wiederholen musste.

In der Freiheit der Kleinstadt, in den luftigen hohen Räumen des Elternhauses sind wir aufgewachsen, in einer „begrenzten“ Freiheit will ich sagen, die der heutigen Jugend kennen wir nicht - davon später mehr.

Das Haus war Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts von Grossvater Dreyer an Stelle eines alten niedersächsischen Hauses mit grosser Diele erbaut. Als es im Bau war, so erzählte Vater, stieg man auf die Gerüste und schaute ins Tal hinab, wo preussische Truppen durchs Bückeburgische marschierten. Das war das schicksalsschwere Jahr 1866, das für Hessen und Hannover eine Wende bedeutete.

Für seine Söhne richtete Grossvater in dem neuen Hause ein Manufaktur- und Kolonialwarengeschäft ein. Adolf, der ältere, starb schon 1875, Vater hat das Geschäft klug und fleissig weitergeführt und es zu Wohlstand gebracht. Rechts im Hauseingang war das Geschäft, dahinter das Kontor mit Vaters grossem Schreibtisch. An den Wänden die Bilder der 1. und der 2. Mutter und unter Glas und Rahmen „der gefährliche Colorado- oder Kartoffelkäfer“ in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung. Das haben wir wieder und wieder betrachtet. Nach der Strasse zu, dem Laden gegenüber eine Wohnstube mit allereinfachster Einrichtung, die Vielen gescheuert und mit weissem Sand bestreut. Dahinter eine durchaus nicht grosse Schlafkammer - (damals kannte man nur „Stuben“ und „Kammern“, keine Schlafzimmer), in der die fünfköpfige Familie schlief, d.h. ich, die Älteste wurde allabendlich im Bett der Mutter schlafen gelegt und um 10 Uhr aufs Sofa nebenan ungepackt. Das war von einer „spanischen Wand“ umstellt. Oben zu schlafen, wo eine Reihe von Zimmern zur Verfügung stand, lehnte Vater ab, da er für Kasse und Geschäftsbücher

keinen eisernen Schrank besass. Als dieser später angeschafft wurde, richtete man sich oben bequemer ein. Nach dem Garten zu war unsere Kinderstube, wo auch gegessen wurde. Wir hatten dort eine chronische Unordnung, sollten wir aufräumen, so flog alles in die „Klappe“ des geräumigen Sekretärs, um am andern Tage wieder hervorgeholt zu werden. Dort deponierten wir auch unsere Taschentücher, rüesengrosse aus grobem gemusterten Leinen aus Grossvaters Nachlass, die sich in keiner Tasche - wenigstens am Kinderkleid - unterbringen liessen. Für den Alltag waren die grossen gut genug, zum Ausgehen und für den Sonntag werden wir wohl andere besessen haben. In der Kammer hinter der Kinderstube habe ich eine Zeitlang mit unserer guten Rieke geschlafen (das abendliche Umbetten war vielleicht zu unbequem geworden). Als „alte Rieke“ habe ich sie später, nachdem ich als Pfarrfrau in die alte Heimat zurückgekehrt war, öfter besucht und mir von alten dahingegangenen Zeiten erzählen lassen. Im Frühling 1934 ist sie gestorben, die treue Seele. Ich bin ihrem Sarge gefolgt an Dreyers Gräbern vorbei, wo sie „so manchen Schritt liegen hatte.“ „Ich habe sie fast alle dahin begleitet,“ erzählte sie, damals war es Sitte, dass die „Dienstboten“ Kränze tragend, neben dem Sarge hergingen.- Also ich schlief mit der Rieke in besagter Kammer. Rieke hatte einen Bräutigam, der sie hin und wieder besuchte. So auch eines Abends, als ich im Nachtkittel auf dem mit Wachstuch bezogenen Sofa der Kinderstube sass. Ich glüht unter den Tisch: Der Mann sollte mich doch nicht „so“ sehen. Der Mann ging aber so bald nicht wieder, sie schwatzten und lachten und hatten mich vergessen. Eine Ewigkeit dünkte es mich, war vergangen, als ich

steif und verheult endlich wieder auftauchen konnte. — Die Küche, der Kinderstube gegenüber, hat in meiner Erinnerung etwas Heimliches, sie war geräumig, es war ja ein ländlicher Haushalt mit vielen Menschen, für die gekocht werden musste. Einen solchen „Gossenstein“ wie er dort angebracht war, möchte ich noch heute besitzen: aus feinem Obernkirchener Sandstein — ach, wie weiss liess er sich scheuern — viermal so gross wie ein moderner „Ausguss.“ — Wir gehen weiter durchs liebe alte Elternhaus. Die breite Treppe hinauf, wo ein langer Flur mitten durchs Haus läuft. Da ist nach der Strasse zu der „Saal“, Flügeltür, zwei Fenster und Balkontür, daneben „Tante Minnas Zimmer“ (von ihr ist später noch die Rede), in meiner ersten Kindheit pietätvoll so erhalten, wie es die früh Verstorbene, zärtlich Geliebte und Vermöhte, verlassen.

Da sind eine Reihe von Schlafzimmer (eins für die „jungen Leute“ und die „blaue“ und die „graue“ Stube, nach der Farbe der Tapete so genannt. Die blaue färbte schauerhaft ab, Grossvater hat dieses Zimmer bewohnt. In der grauen wurde genäht und nach dem Schlachten die frischen Würste getrocknet. Der mächtig grosse Boden — über das ganze Haus weg — bot eine wundervolle Fernsicht in die hier beginnende norddeutsche Tiefebene bis hin zur Porta und den letzten Weserbergen, über die roten Dächer der Dörfer hinweg bis Bückeburg und Minden. Hier oben waren die Lagerkammern fürs Geschäft, die „Federkammer“, wo die im Geschäft gekauften Betten gestopft wurden; die Kammer der Mädchen, schauerhaft kalt im Winter, aber das kannte man nicht anders. Die „Polterkammer“, Abstellraum für zerbrochenes oder unbrauchbar gewordenes Hausgerät, abgelegter Kleider, Kinderspielzeug,

meistens streng verschlossen – wenn aber der Schlüssel mal steckte!! – Welch eine Fundgrube, Welch ein beglückendes Wiederfinden von längst verloren geglaubtem oder vergessenem Tand! Da die mächtige Reisetasche aus schwarzem Plüsch mit Rosen und Lilien darauf. Mutter benutzte sie zu den Weihnachtsfahrten nach Bückeberg. Ach, wenn sie der Postkutsche entstieg und die Reisetasche dick geschwollen war! Diese atembeklemmende Vorfrende! Mutter verstand es, uns den Gabentisch am Weihnachtsabend reizend zu decken. Im Saal prangte der Christbaum, der die lange Tafel überstrahlte. Wir waren ja nicht schon vorher übersättigt von Vorfeiern und vom Bestaunen glänzender Schaufenster. Neben dem Spielzeug gab's den neuesten Band von „Herzblätters Zeitvertreib“ und später vom „Töchteralbum.“ – Doch ich will nicht abirren, ich möchte noch in den Garten, unser Kindheitsparadies. Aus der Hoftür tretend stand man auf breitem Treppenpodest, von dem elf oder zwölf Stufen nach rechts und nach links abwärts führten in den Hof. Sie war wohl 2 Jahre alt, die kleine Schwester Minna, als sie diese Treppe herabfiel – herunterrollte, auf jede Stufe schlug ihr Lockenköpfchen auf. Vater sprang hinterdrein, aber er griff das jammernde Bündel erst, als es unten lag. Im Hof die grosse Eschenlaube, wohl 6 Meter lang und halb so breit, schattenkühl: unsere Sommer-Kinderstube, zugleich auch Schauplatz von allerlei häuslichen Arbeiten: Bohnenschnippeln, Strünke schälen und dergl. Im Hof auch Scheune und Stallungen für Küh und Schweine. Jedes „bessere“ – wie man gedankenlos sagte – Bürgerhaus hatte seine Landwirtschaft. Auf den Scheunenböden lag man gern, atmete den sommerlichen Duft des Heues, stiess die Luke auf und träumte in die Ferne. An der Scheunendiele lag die Knechtskammer,

backsteingepflastert. In der Diele stand die mächtige Rolle: auf festem Eichengestell ging der mit schweren Steinen gefüllte Kasten auf den Rollstangen, um die die Wäsche gewickelt wurde, hin und her. Er wurde, wenn es Zeit war, die geglättete Wäsche abzunehmen, gekippt - h~~o~~, das sah gefährlich aus und war es auch. Ein die Rolle bedienendes Mädchen hat den Kasten, der merkwürdigerweise nicht irgendwie gesichert war, herabgerissen, ein gebrochenes Bein war die Folge. Schön wars, wenn im Herbst die Kartoffeln hereingebracht wurden. Sie wurden erst im Oktober geerntet - während es heute früher geschieht - blaue steife Finger und rote Nasen gehörten dazu. Es war immer dunkle Nacht - so schien es einem, wenn das letzte Fuder geborgen war, die Laterne schwankte und verbreitete ein trübes Licht, der Herbstabend war so schwarz - aber die Fenster des Elternhauses strahlten freundlich, und ein Gefühl wundervollen Geborgenseins überkam einem. - Der Garten hinter Dreyers Haus fällt terrassenförmig ab, was ihm einen besonderen Reiz verleiht. Sehr gepflegt war er nicht, dafür durften wir da toben und spielen, wie wir wollten. Mit Vorliebe lagen wir auf dem Rasen - immer auf einer Decke auch im heissesten Sommer, das war Brauch. Schmerzlich empfanden wir dann in unser Spiel hinein Mutters Ruf: „Kinder zieht euch an, wir wollen nach Eilsen.“ Widerwillig standen wir auf: dieses alte freuliche Eilsen! - Nun sich mitten am Tag umziehen, der Kampf mit den brettharten weissbaumwollenen Strümpfen begann, nach jeder Wäsche schienen sie enger zu werden, ach, irgend etwas zur Toilette Gehörendes fehlte immer und musste gesucht werden und immer gabs reichlich Schelte. Dann der heisse Weg! - Eine Art Hohlweg - ausgefahren- vermittelte die Verbindung mit Bad Eilsen. Eine dünne Musik zirpte,

wir mussten unsere guten Kleider schonen, nein, für Kinder wahrlich kein Vergnügen.- Scheinen die Sommer der Kindheit nicht heisser, die Winter kälter als heute? Sie waren es wohl auch. Die Schulspaziergänge fielen meistens auf besonders heisse Tage, aufgelöst und schachmatt kehrte man von solchen Ausflügen heim. Aber das war ein wundervoller Morgen, wo einen der leichte Sommerwind umstrich, als wir - Fräulein Weitemeyers Klasse - fröhlich ausflogen. Ich hatte mein gelbes Kleid an (da wir drei Schwestern immer gleich gekleidet gingen, hiessen wir in diesen Kleidern die „drei Kanarienvögel“, was man nicht gern hörte) und trug eine grüne Botanisiertrommel am rotgestickten Bande, mein Reiseproviant steckte darin. Der Stopfen des Milchfläschchens, das ich mithatte, löste sich, und die Milch lief an meinem Kanarienkleid herab. Vater hatte mir einige Groschen Zehrgeld mitgegeben und hatte hinzugefügt, „wenn ein armes Kind kein Geld hat, so gib ihm etwas.“ Das tat ich auch, Auguste Wetzel bekam ein Glas Limonade. Sie ist jung an Tuberkulose gestorben, Schwindsucht hiess es damals. Die Fürsorge, die heute Lungenkranke geniessen, kannte man nicht. Ja, die Winter waren kälter. Hu, wenn die Sonne so feurig rot hinter dem Harri unterging und die Fenster sich mit Eisblumengerank dick überzogen! Dauerbrenner kannten wir nicht, von einer Zentralheizung hatte man nie etwas gehört. Wir schliefen im Kalten, ich wusste auch nicht, dass wir warmes Wasser zum Waschen bekommen hätten. Aber ein Paar russische pelzumrandete Gummischuhe lagen mal für uns auf dem Weihnachtstisch. Sie sahen sehr plump aus; da niemand so etwas kannte, wurden wir auf dem Schulweg weidlich ausgelacht. Das verträgt kein Kind, die Gummischuhe wurden uns gründlich

verhasst, wir vergassen gern, sie anzuziehen. Unsere Wintervergnügen waren sehr zahm: im Stuhlschlitten fuhren wir uns gegenseitig und ackerten mit unsern Schlittschuhen auf dem Mühlen-
teich herum. Rodelschlitten standen nur den Jungen zu. Acht Jahre war ich alt, als ich Tanzstunde bekam. Zum Abschlussball hatte ich ein reizendes Kleid: duftiges Mullröckchen mit Volants blauseidenes Mieder, Goldkäferschuhe. Fräulein Fricke, die Tanzlehrerin - vermutlich eine gealterte Ballettseuse, trug dunkelblaue Seide mit langer Schleppe, das flossete mir eine seltene Bewunderung ein.- Im Winter war der „Klub“, zu dem die Eltern sich alle 14 Tage putzten. Mutter sah dann so hübsch aus, ihre dunklen Augen strahlten, im hochfrisierten Haar funkelte der Granatstern, zu der Brosche am Kragen passend. Vater im dunklen Rock sehr stattlich - Patchouliduft zog hinter ihnen her - sie waren fort und wir froh, das Reich für ein Weilchen allein zu haben. Das Lokal, das die Klubgesellschaft innehatte bei „Palme“, durchaus „couleurfähig“, war äusserst einfach, was aber der Fröhlichkeit keinen Abbruch tat. Ich erinnere mich an eine Maskerade. Mutter tanzte in Schaumburger Nationaltracht mit ihren Kränzchenschwestern einen vorher sorgfältig einstudierten „Achttourigen“. Entrüstet erzählte sie später, dass man sie mit Frau „Sani“ (Frau Sanitätsrat Müller) verwechselt hätte, „so dick bin ich doch nicht.“ Ach ja, das war sie doch, beide Eltern ergaben sich seufzend in ihr Schicksal, in den vierziger Jahren recht wohlbeleibt zu werden. Ernährungsreform kannte man nicht, man ass, was einem schmeckte, gut und reichlich. Im Klub wurde auch Theater gespielt. Bei der Generalprobe durften wir manchmal zusehen. Zwei Talente zeichneten sich aus: Onkel Stöber, Mutters unverheirateter Bruder, Amtsgerichtsrat, und Fräulein

Minna Wöbbecking. Für uns Kinder gab es keine Geselligkeit, wie wir überhaupt kaum einen Verkehr mit Gleichaltrigen hatten - nicht haben durften. „Ihr seid euch ja selbst genug“ - „von andern lernt ihr nichts Gutes.“ Wir zankten uns viel, das wäre vielleicht besser geworden, hätten wir uns an anderen abschleifen können. Die Sonntagnachmittage im Winter verbrachten wir stets bei Onkel Stöber. Ich glaube garnicht, dass er uns immer erwartete, wenn er es auch sonst gut mit uns meinte und wir viel Freundlichkeit von ihm erfahren haben - jedenfalls an diesen Sonntagnachmittagen sassen wir meistens - illustrierte Blätter betrachtend - bei seiner Haushälterin Rieke, die recht grimmig sein konnte. Wie wenig ging man in die Gedankenwelt eines Kindes ein - uns wäre es ebenso wenig eingefallen, unsere Wünsche zu äussern - dafür hatte man stets Heimlichkeiten. Wie gern wären wir mit anderen Kindern fröhlich getollt - nein, diese Freiheit genossen wir nur selten. Durften wir aber z. B. mal zu den 5 Müllers Mädchen - Töchter der schon erwähnten Frau „Sah!“ - wie herrlich war das. Sie genossen eine wahrhaft grosszügige Freiheit. Vater war toleranter, Mutter aber hielt uns fest an der Kandare und verbot fast immer. In jenen Jahren meiner ersten Schulzeit stehen die Eltern als fröhliche Menschen vor mir. Vater sang mit schöner Tenorstimme schallend durchs Haus. Ein schlichtes Liedchen begleitet mich noch heute: „Ach, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein. Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freun.“ Vater gehörte zu dem Männergesangverein an; erwähnt sei hier auch, dass Vater mit Zimmermeister Struckmeier und dem nachmaligen Bergamtsrendanten Schwarze den M. T. V. 1863 gegründet

hat. - Mutter hatte ihr Whiskyränzchen und ihre Kaffeefêten. War das Kränzchen bei uns, so musste ich dazu einladen. Vater sagte dann, er lausche gern an der Tür, um Mutter lachen zu hören - sie lachte Tonleitern. Ach, leider haben die Eltern diese harmlose Fröhlichkeit viel zu schnell abgelegt. Man nahm das Leben viel zu schwer, ebenso wie unsere kleinen Sünden, machte sich Sorgen, wo keine waren, sparte ängstlich, was nicht nötig war. Vaters guter Humor brach ja bis ins Alter immer wieder durch, aber man hätte sich doch das Leben leichter und angenehmer gestalten können - nach heutiger Auffassung wenigstens. Wenn ich an unsere Toiletten Sorgen denke! Wir bekamen allerlei hübsche Kleider - aber wir durften sie nur selten anziehen, nur zum Ausgehen, überschreitet man die Schwelle, sie hiess es: „Zieht euch um.“ Hatte man ein neues Kleid an: „Nun wollen wir mal sehen, wer den ersten Fleck darin hat.“ Das bedrückte, man wagte nicht, sich zu rühren. Für das Haus - das war auch in anderen Familien Brauch, war das Schlechte unß Vertragene längst gut. Das hat uns oft verbittert und rebellisch gemacht. Ich ziehe auch hier Vergleiche zwischen dem Einst und dem Heute, wenn ich die Kinder - auch die aus Arbeiterkreisen, so hübsch und gefällig - selbst am Werktag - gekleidet sehe - freilich geschieht hier ja oft des Guten zu viel. - Ein ernstes Erleben taucht aus dieser meiner frühen Schulzeit auf. Eine Diphtherie-Epidemie grassierte und forderte ihre Opfer. Ich weiss, dass in einer Familie ein Kind starb, während man das ältere zu Grabe trug. Ich sehe noch die kleine Paula Schirrmeister - der Vater war kurze Zeit Bürgermeister in Obernkirchen - bei uns im Haus mit fröhlichen Augen und roten Backen. Auch sie, das einzige den Eltern noch geliebte

bene

Kind, erlag der Seuche. Wir wurden noch strenger bewacht - in diesem Fall ja auch richtig - und sind gesund geblieben. Ich hörte, wie Vater einem Besuch sagte: „Wir danken Gott, wenn wieder ein Tag um ist.“

Wie schon erwähnt: Feste feierten wir selten, aber etwas fiel doch ab: das Geburtstagskind wurde mit einem Kränzchen um die Tasse geehrt und fand neben dem Kuchen auch einige bescheidene Geschenke. Aber Kuchen war damals noch ein seltener Leckerbissen, ebenso ~~wie~~ Puddings. Da die Geburtstage von uns Schwestern alle im Sommer sind, hatten wir Blumen die Fülle. Zu Vaters Geburtstag im Februar suchte man die ersten Schnaeglöckchen, auf Mutters Tisch dufteten am 20. März Treibhaushyazinten - immerhin eine Kostbarkeit. Man selber zog noch keine heran, wie das heute doch allgemein ist. Das Sedanfest war das grosse Ereignis in unserm Schulleben. Ich meine, am 2. September hätte immer die Sonne geschienen, hätte immer ein leichter Wind geweht. Der gehörte auch dazu, der bauschte die Fahnen und machte sie flattern, das stimmte feierlich. Viel später, als eine verlorene Zeit uns die Fahne nahm, unter der Deutschland gross wurde, - heiliges Schwarz-Weiss-Rot, habe ich mir dieses Bild aus tiefstem Frieden oft wieder hervorgeholt. Das Sedanfest begann mit einer Schulfeyer auf dem Kirchplatz unter den jungen Friedenslinden von 1870 und den alten von 1813. Gesang, Deklamationen, Ansprache eines Lehrers wechselten ab. Ich sagte als Sieben- oder Achtjährige „Des deutschen Knaben Tischgebet“ auf. Nachmittags Ausmarsch zur Leth. Hier vergnügten sich die einzelnen Klassen jede für sich: Topf schlagen, Kreisspiele, Kletterbäume, eine Lotterie. Ach, wie sehnsüchtig hingen meine

Blicke an einem Taschentuch, weiss mit bunter Kante, doppelt begehrenswert neben denen aus Grossvaters Nachlass - ich war die Gewinnerin nicht. Ein grosser Wassereimer voll blassrosa Limonade (man trank aus der Kelle) und ein Waschkorb voller „Maulschellen“ und „Hedwigs“ sorgten für die Stärkung. Wenn dann noch ein Luftballon aus Seidenpapier - eine dicke Frau oder ein Fabeltier aufstieg, konnte der Jubel keine Grenzen. Der Ballon erreichte kaum Kirchtumshöhe, dann ging er in Flammen auf. Mit brennenden Lampions zög man abends wieder im Städtchen ein. Zu den Abwehslungen in unserm stillen Leben gehörten die Fahrten nach Rinteln zu Tante Lindemann, Mutters um 10 Jahre älteren Schwester, die mit einem wiederum 23 Jahre älteren Mann verheiratet war. Steinalte Leute also nach unserem Begriff. Ein Einspannerwagen nahm uns auf, d.h. wenn Vater nicht dabei war, er fuhr nicht mit „Jü Liese.“ So rief Huxold, der Fuhrmann, seinem Pferde zu. Diese Fahrten waren nur für uns Drei durchaus kein Pläster. Lindemanns hatten keine Kinder und verstanden sich nicht auf den Umgang mit ihnen. Tante Lindemann, klein mit grossem Kropf, putzte sich gern auffällig heraus. Sie war hezengut, aber recht wunderlich, vor ihrem Mann - Mutter nannte ihn „Lindemann“, hatten wir Angst. Nachdem ergiebig Kaffee getrunken, gabs vor der Abfahrt noch ein Vesper: Zu Butterbrot mit harter Mettwurst ein Glas Rheinwein, auch für uns Kinder. Mir ist diese Zusammenstellung schrecklich in Erinnerung geblieben, weil ich darnach regelmässig seekrank wurde - ich vertrug das Fahren nicht. Ein Ereignis besonderer Art, das in diese Zeit fällt, - so um 1884 muss es gewesen sein - war Vaters Badereise an die Nordsee, nach Westerland-Sylt. Er hoffte, dort seine Schlaflosigkeit zu kurieren. Ich hatte brennendes Heimweh

nach dem geliebten Vater, stahl mich an seinen Schrank und versteckte mein Gesicht in seine Röcke. Mutter versah den grossen Haushalt und überwachte das Geschäft, wo sie auch selbst mit zugriff. Sie war überhaupt tätig und fleissig, sass nachmittags aber gern bei einer Handarbeit. Ausgehen - gar Wandern - war nicht ihr Geschmack, dafür huschte sie mal zu einem Schwätzchen in die Nachbarschaft. Von Vaters Badereise brachte er uns Mützer aus Seehunzsfell mit, für Mutter ein „Portemonnaie“ aus gleichem Material. Das hatte aber, dank seiner Stichelhaare die niederträchtige Eigenschaft, sich aus der Tasche zu schieben (eine solche besass man damals in jedem Kleid). So hatte es Mutter wohlgespielt mal verloren, aber, wenn ich nicht irre, wiederbekommen.

Für uns Kinder war es ein grosses Vergnügen, wenn Vater „von früher“ erzählte. Sonntag morgens, wo wir zu ihm und Mutter ins Bett krochen, ging das am besten. Da stand eine andere Zeit vor uns auf. Im Ratskeller, den Grossvater Dreyer in Pacht hatte, sind Vater und seine vier Geschwister geboren. Er muss eine karge Jugend gehabt haben, über der die Furcht vor dem allzu strengen Vater schattend lag. Die Grossmutter (Friederike, geborene Rinne aus Eilsen, geboren in Eilsen am 2. Oktober 1815, verh. am 3. Mai 1833, gestorben in Obernkirchen am 8. August 1875) war noch nicht 18 Jahre alt, als sie den viel älteren Mann heiratete (Heinrich Dreyer, geb. 10. Oktober 1798, gest. 15. August 1880) und hat sich wohl nie neben ihm durchgesetzt. Das Familienleben leidet im Wirtschaftsbetrieb wohl immer. War viel zu tun, so erzählte Vater, dann kam die alte Hanne zur Beaufsichtigung der Kinder. Hanne trug immer eine Art Nachtmütze. Die Jungen

hatten ihr beim Spiel eine ihrer Kappen darüber gestülpt, die sie beim Fortgehen abzunehmen vergass. Da rief ihr einer nach: „Nanne, is sei verrückt eworn?“ Tante Bertha, die älteste der Geschwister starb früh (geb. 5. April 1834, gest. 2. Dezember 1857). Vater, wie er sagt, ein sehr wilder Junge, der viel zerriss, hatte am Sonntag einmal keine heilen Stiefel. „Nun ja, dann bleibst du eben zu Haus.“ Das jammerte die gute Bertha, die dem Bruder ein Paar ihrer schwarzen Zeugschuhe lieh. Beglückt lief er davon und – am Abend waren die Schuhe zerfetzt. Tante Minna (geb. 9. November 1843, gest. 16. Januar 1873) war der Liebling der Eltern. Briefen und Tagebuchblättern nach und dem, was ich von ihr hörte, ist sie eine ernste, feinebesaitete Natur gewesen mit hübschen kleinen Talenten. An sie hat man keine Ansprüche gestellt, sie durfte ihren Neigungen leben. Als Kind war sie wild, wie die Brüder, sass rittlings auf ungesatteltem Pferd und zog dem störrischen Gaul eins mit der Peitsche über, dass er hinten und vorn ausschlug. Ihren frühen Tod – sie starb an Halsschwindsucht – hat die Grossmutter nie verwunden. Tante Minnas Bild, das in ihrem Zimmer (so hiess es noch Jahre nach ihrem Tod) über dem Sofa hing, zeigt ein kühles Gesicht mit grossen Augen. Von Onkel Adolf (geb. 9. Juli 1836, gest. 9. November 1874), seinem 2 Jahre älteren Bruder, erzählte Vater wenig, mir scheint, zwischen den Brüdern herrschte keine Harmonie. Das dem Ratskeller gegenüber liegende Haus hatte Grossvater Dreyer im Besitz (es wurde abgerissen, um unserm Elternhaus Platz zu machen), der geliebte Garten aber wurde vom Ratskeller aus schon früher benutzt. Vater besuchte das Gymnasium in Minden 7 N., erinnerte sich dieser Zeit aber mit Schaudern. Er wohnte bei

Grossvaters Schwester, die an einen Gastwirt Ludwig verheiratet war. Sie hat sich wenig um die ihr anvertrauten Kinder gekümmert, stand spät auf, so dass die Neffen oft ohne Kaffee zur Schule gingen. Zärtliches Mitleid erfasste einen beim Zuhören. Vaters Lehr- und Wanderjahre haben ihm ein für derzeitige Begriffe schönes Stück Welt gezeigt. Er hatte in Herford als Lohgerber gelernt, hatte dann in Kolmar im Elsass gearbeitet, war bis Paris gekommen und hatte auch in späteren Jahren sein Französisch nicht vergessen. Der jüngste Bruder, Hermann/geb. 6. September 1848, gest. den 18. September 1890 in Bückeburg) war Forstmann, hatte den Krieg von 1870/71 mitgemacht und vor Metz gelegen. Seine Uniform (Bückeburger Jäger) hing in der Polsterkammer, willkommenes Objekt zum Verkleiden. Onkel Hermann lebte in Indien, schrieb sehr schöne Briefe, erzählte anschaulich aus dem Wunderland und schickte auch mancherlei! silberene Armspangen, wie die Eingeborenen sie tragen und das herrliche Fell eines Königstigers, den er erlegt. Ach, atemberaubend die Beschreibung der Jagd: Eingeborene klagten ihm, der Tiger habe ihnen eine Kuh gerissen, aber liegen lassen. Onkel Hermann hatte sich im Baum einen Hochsitz errichten lassen und dort die Dämmerung erwartet. Der Tiger kam, um seine Beute zu holen, ein Blattschuss streckte ihn nieder. Leider war das schöne Fell, das im Saal als Teppich lag, wenig sachgemäß behandelt worden, verlor die Haare und musste entfernt werden. Ich liebte den Onkel, obwohl ich mich seiner nicht mehr erinnerte, meine Phantasie hatte eine Art Märchenonkel aus ihm gemacht. Mitte der achtziger Jahre kehrte er nach Deutschland zurück. Wie fieberte man ihm entgegen und - ach, wie wurde man enttäuscht! Deutlich steht der Tag seiner

Ankunft vor mir: ein Einspänner vor der Tür, der Kutscher trägt Koffer und Taschen ins Haus, die Kontortür öffnet sich, Vater, Tränen in den Augen kommt mit einem kleinen dicken Mann mit langem Bart und roter Nase! Das war Onkel Hermann! Die Enttäuschung wurde später noch bitterer, man konnte uns nicht mehr verhehlen, was man uns bis dahin verschwiegen: Onkel Hermann hatte im Krieg das Trinken angefangen, war - heimgekehrt, verbummelt, hatte sein Forstassessor-Examen nicht bestanden - der strenge Grossvater hatte ihn nach Indien geschickt. Man sah solche Unglückliche damals und auch später noch nicht als Kranke, sondern als schlechte Menschen an. Onkel Hermann ist in Bückeburg, wohin er gezogen war, dem furchtbaren Laster erlegen in den besten Jahren. Ein reichberabter Mensch ging elend zu Grunde.

Ich habe mich in meinen „Memoiren“ kürzer fassen wollen, nun ich aber einmal angefangen habe, in den Erinnerungen zu kramen, steht so manches vor mir, zieht so manche Schattengestalt an mir vorüber, dass ich noch einmal zurückgreife: „Was sucht ihr mich heim, ihr Bilder, die lang ich vergessen geglaubt! Unter denen, die in Meyers Haus ein- und ausgingen, ist - Erinnerung aus frühesten Kindheit, Onkel Hermann Battermann, Zwilingsbruder der ersten Mutter. Er kam mit seinem Pudel „Bosko.“ Dem wurde ein Stück Zucker auf seine schwarze Nase gelegt und erst, wenn er Erlaubnis dazu bekam, durfte er zuzuschnappen. Diesen Onkel Hermann würde man heute sicher als Psychopathen ansprechen. Nachdem er sein Erbteil verzehrt hatte (Grossvater Battermann war Steinbruchsbesitzer), hat er sich - es war in seinen späteren Jahren - von Vater erhalten lassen: er arbeitete

nicht, lebte in der dürftigen Wohnung einer einfachen Frau, trug Vaters abgelegte Kleider. Um die Jahrhundertwende ist er gestorben.

Zwischen dem Amtsrichterhaus, in dem Onkel Stöber, älterer Bruder der 2. Mutter, lebte, und unserm Elternhaus war ein reges Hin und Her. Sonntagmittags nach der Kirche wurde offiziell Besuch gemacht. Weihnachtsabend verlebte der Onkel mit seiner Rieke, die dann feierlich Toilette gemacht hatte (Mantel, Kapotthut) stets bei uns. Er war ein grosser Blumenfreund, hatte ein sorglich gepflegtes Gärtchen, seine Rosen wurden in greller Sonne durch ausgespannte Schirme geschützt. Eindruck machte uns, wenn wir in der Dämmerung Onkel Stöber phantasierend am Klavier fanden. Er hatte viel Sinn für die Künste, hatte Freude am Schönen, konnte aber auch grob und barsch werden.

Onkel Gustav Würz (seine Mutter die Schwester von Grossvater Dreyer) aus Bredenbeck am Deister. Ein Jugendbild von ihm steckt in einem alten Album: bildhübsch in Bergmannsuniform. Er sah auch später noch sehr gut aus, hatte lachende Augen und lockiges Haar, wir Kinder hingen an ihm. Er badete hin und wieder in Eilsen und kam dann zu uns.

Onkel Julius Koutmeyer (seine Mutter und Grossmutter Dreyer waren Schwestern) stand Vater wohl besonders nahe, er kam des öfteren von Oeynhausen herüber.

Die Eilsener Verwandten kamen häufig zur Kirche angefahren, ein ganzer Wagen voll. Eins von uns spähte meistens schon nach ihnen aus, erblickte man den Wagen die Strasse von Vehlen heraufkommen, so schrie man durchs Haus: „Die Eilsener kommen.“ Nach dem Gottesdienst wurden sie mit Kaffee und kleinem Gebäck bewirtet.

Onkel Thies, Stiftsamtman, derb-fröhlich, sein rundes

Gesicht lachte immer. Er war ein Nennonkel. Er und seine hagere Frau, die ihn um Kopfeslänge überragte, hatten keine Kinder, gönnten fremden Kindern aber alles, was sie hatten. Das war vor allem der Erdbeersegen ihres grossen Gartens, da durfte man schmausen, bis man nicht mehr konnte. Ein lieber Besuch (Besuch war etwas Seltenes im Elternhaus) - aus jener Zeit war uns Tante Emilie Lasch aus Eschwege, Kusine der 2. Mutter. Sie sprach hessisch: Dass man „nitt“ sagen konnte, war uns noch nicht vorgekommen, wir neckten sie beständig, bis sie ärgerlich sagte: „Kinder, ärgert mich „nitt“! - Vaters Bankier war Meier Aaron aus Bückeburg, ein kleiner, krummer, bescheidener Mann. Vater achtete ihn und hat an ihm einen guten Berater gehabt. - Freundliche Gestalten viele der längst Dahingegangenen, aber auch Schreckgespenster: Da der alte dicke Wachtmeister Pieper, er schien oft be- oder angetrunken und tat dann sehr grimmig, er war der allgemeine Kinderschreck, Schwester Cldrchen schrie, wenn sie ihn von weitem sah. Da Abelmanns „Willem“! Aus Bäckermeister Abelmanns Hause stammend, geistesgestört, galt er als harmlos, war es aber nicht immer. Stillschweigend machte er sich an die Arbeit, wo diese sich ihm bot, kam auch zu uns und half. Hu, das Herzklopfen, das ich hatte, als ich ihm sein Mittagessen in die Scheune bringen musste: Kalbsleber und Kartoffelsalat! Er sah aber auch gar zu unheimlich aus, gross, knochig, grau-blass, ein Auge zugekniffen, einen verbeulten Hut auf dem Kopf, so stand er in eine Ecke gedrückt, stundenlang. Unsere verschiedenen Dienstmädchen. Meist waren wir gut Freund mit den Rieken, Minchen und Augusten. Nur eine Charlotte peinigte einen, ich weiss noch, welches Entsetzen mich packte, wenn sie mich nach dem Baden so fest ins Badetuch wickelte, dass ich zu ersticken

glaubte. Sie tat das immer wieder.-Gekleidet waren damals die Mädchen einfach. Was würde mein Mädchen, meine brave kleine Hülfle sagen - sie erscheint ganz damenhaft in rosa oder hellblau, in Wildleder- oder Lackschuhen, wenn sie jene Auguste mit uns am Sonntag hätte ausgehen sehen in - roten Plüschpantoffeln.- Was würden die heutigen „Hausangestellten“ auch sagen von der schweren Arbeit, die die Kolleginnen von damals zu leisten hatten! Kühe melken, Schweine füttern, Garten- und Feldarbeit (wir hatten ja neben den beiden Gärten auch Kartoffel- und Kornäcker, die bestellt wurden). Das Wasser wurde von der Strasse geholt, vor dem wasserspendenden Pfosten der mächtige „Kump“ aus Sandstein, in den die Kühe abends, wenn sie von der Weide kamen, durstig die Münder tauchten. Bei der Wäsche machte man es sich bequem: Das „Hochbein“, die grosse Waschbütte, wurde zum Spülen auf die Strasse gestellt, wo man dem Brunnen näher war. Auch in der Wohnung genoss man nicht die Bequemlichkeiten von heute. Da war täglich eine lange Reihe von Petroleumlampen zu putzen, die Fussböden in den Zimmern waren ungestrichen und mussten gescheuert werden. Wer besonders eifrig war, besorgte das Knieend mit einer Handbürste. Die alte Rieke sprach auch einmal von der vielen Arbeit, die sie gehabt, dass sie aber gern in Dreyers Haus gearbeitet habe, man habe es da „gut gehabt.“ Vater hatte ein ausgeprägtes soziales Empfinden, gab es Pudding oder sonstigen Nachtisch, so war seine erste Frage: „Haben die Mädchen in der Küche auch davon?“ In dem grossen Haushalt hatte man auch Tagelöhner nötig. Schreibers Vatter! Kleine, ausgedörrte Gestalt - er hat sein Lebenlang in fremdem Sold gestanden. Ein Ausspruch von ihm ist viel bei uns zitiert. Er lobte die Steckrüben, die es zum Mittag gab: „Ach, wo schmecken die Steckrüben so zärtlich.“

Es wurde damals viel mehr „Platt“ gesprochen als heute. Auch Vater sprach mit den Leuten Platt, ich lauschte voll Bewunderung, wie gut er es konnte - ich selber habe es nie gelernt. Im Garten half Fiekschen aus Vehlen. Sie war taubstumm, hatte aber ein fröhliches Herz. In den gurgelnden Lauten der Taubstummen wusste sie sich einigermassen verständlich zu machen, mich nannte sie „Filla“. Es gehörte zu unsern Obliegenheiten, ihr den Kaffee in den „grossen Garten“ zu bringen. Der liegt „hinter dem Graben,“ im Bückeburgischen. Ein herrlicher Garten! Die Gemüsebeete interessierten uns nicht, höchstens die Spargelbeete, wo wir stechen oder doch suchen halfen. Aber das viele Obst! Lange Reihen von Stachel- und Johannisbeersträuchern, Apfel- und Birnensorten, wie ich sie später nicht wieder angetroffen: Der Pigeonapfel - ich weiss nicht, ob diese Schreibart richtig ist - köstlich weiss und schaumig, wenn man hineinbiss. Die „Schweizerhose“, gelb-grüngestreifte süsse Birne, der „Tranbirnenbaum.“ Um ihn ging eine Geschichte: Ein Bergmann war - angetrunken - bei Grossvater in den Keller gestiegen, um sich eigenmächtig etwas Trinkbares zu verschaffen. Dabei hatte er den Zapfen eines Tranfasses aufgestossen, das Fass war leergelaufen. Als Entschädigung hatte der Mann den Birnbaum gebracht, da er sonst nichts hatte, - Warum gab es bei der grossen Wasche nur immer das „Waschtagessen?“ Sauerkraut mit Pöckelfleisch, grüne Fassbohnen mit Rindfleisch oder eine sonstige deftige Sache. Das war eine all-gemein übliche Einrichtung. Man machte sich keine Gedanken darüber, dass eine schwerarbeitende Waschfrau - damals gab es kein Persil - vielleicht gern mal etwas anderes gegessen hätte. Die gute Tante Lindemann machte es nicht so, sie briet ihrer Waschfrau ein Hähnchen und setzte ihr Pudding vor. - Zum Weissnähen

und Flicker kam Luise Ebeling ins Haus, die schon bei Grossmutter Dreyer genüht hatte. Still und leise erschien sie morgens, ihre Handnähmaschine tragend, setzte sich an ihren Platz und sah nicht von ihrer Arbeit auf. Hatte sie abends eine Arbeit nicht fertig, so blieb sie, bis diese fertig war, manchmal bis 10 Uhr, war auch nicht zu bewegen, mehr zu nehmen als die 1 Mark Tagelohn, die ihr zustand. Als sie einmal von ihrer Jugend sprach, wie sie, ein schwächliches Kind, noch nicht 14 Jahre alt, zu einer strengen Lehrmeisterin gekommen, überwältigte sie der Jammer, und sie weinte über ihre freudearme Dasein. Sonst war sie eine zufriedene, überaus genugsame Natur, die gern auch einmal lachte. Sie war eine Freundin, das darf man wohl sagen, des Elternhauses. War jemand gestorben, der ihr nahe stand, bat sie, allein ins Sterbezimmer gehen zu dürfen. Da nahm sie Abschied von dem Toten.

Wir waren nun schon einige Jahre in die Stadtschule gegangen, Minna und ich hatten Privatstunden in Französisch bei Dr. Quehl, dem Rektor der Schule. Vater bemühte sich, einige Familien, die pekuniär wohl dazu in der Lage gewesen wären, für eine Privatschule zu interessieren. Es gelang nicht, man lehnte ab, die Kinder brauchten nicht mehr zu lernen, als man selbst gelernt hatte. Vater sagte eines Abends - misstrauisch über sein vergebliches Bemühen: „Wenn Tante Minna noch lebte, wäret ihr schon weiter mit euren Kenntnissen.“ Nun wurde eine „Gouvernante“ ins Haus genommen, Fräulein Auguste Neumann & Gussie genannt, das fanden wir albern-. Ob Fräulein Neumann sich wohl bei uns gefühlt hat! Mir scheint, wir waren recht störrisch, ihr Unterricht vielleicht auch nicht interessant und fesselnd. Die Stunden schienen uns endlos. Schulzimmer war die blaue

Stube, wir Drei sassen in einer eigens angeschafften Schulbank, die 90 M gekostet hatte und ein klobiges Möbel war. Auch fing der erste Klavierunterricht an, ebenfalls bei Fräulein Neumann und - ach, für unser Empfinden noch langweiliger. Wir waren wohl nicht musikalisch genug und haben das Ueben immer als Last empfunden. Fräulein Neumann, Grosstädterin, erschien uns die Verkörperung der Mode. Man trug die „Tournüre“, die Röcke waren gerafft und reich garniert, die Kragen hoch, wie Uniformkragen. - Zwei Jahre dauerte der Privatunterricht, dann verliess uns Fräulein Neumann, und wir kamen nach Bückeburg in die Töchterchule.

● In dieser Zeit - es war wohl 1888 - das Dreikaiserjahr - wählten die Stadtverordneten unsern Vater einstimmig zum Bürgermeister. Das Geschäft wurde aufgegeben, Laden und Kontor als Büroräume eingerichtet. Unsere Kinderstube, die dahinter liegende Kammer und unsere Küche wurden an „Städtidiener“ Struckmeier vermietet. Er „Fernand“ von seiner Frau gerufen, war dick und schwer beweglich, sie - Rieke - hager und flink, hatte die Büros zu reinigen. Das Ehepaar liebte sich zärtlich, uns sind sie immer gute Freunde gewesen. Ein grosses Ereignis war uns in diesem Jahr ein Besuch des Zirkus Carree in Hannover. Das war damals wirklich vornehme Kunst - keine Revüen, wie heute - Edelstes Pferdmaterial in vollendeter Dressur, herrliche Turnkünste und ach - zum Schluss eine reizende feine Pantomime „Die lustigen Heidelberger.“ Wir waren hingerissen und zehrten noch lange von diesem Erlebnis. Bald nach dieser hannoverschen Reise erkrankte Minna schwer an Scharlach, sie war totkrank und tagelang ohne Bewusstsein. Wir - Klärchen und ich - wurden bei Onkel Stöber einlogiert, um der Ansteckung zu entgehen. In Jahre

1889 reisten unsere Eltern mit uns an die Nordsee nach Sylt, wo Vater ja schon einmal war. Mutter hatte es gewünscht, dass die ganze Familie einmal zusammen eine Reise machte. Noch heute, nach den langen Jahren, spüre ich den überwältigenden Eindruck, den mir die Unendlichkeit des Meeres machte. Und der kleine Friedhof der Namenlosen, der Toten, die das Meer angespült! Damals einsam in der Heide, in der ein paar Schafe grasen, über die die Möve streicht - wehmütig und nachdenklich stimmend. Heute - ich sah den Platz nach Jahren wieder - sind die Häuser des Dorfes weit vorgeückt und Lärm des vielbesuchten Badeorts schlägt an seine Mauern.

- Meine Konfirmationszeit rückt heran. Wie ernst und streng wurde sie gehalten! Mein Einsegnungstag, der 13. April 1890, steht mir so deutlich vor der Seele, wie wir fröstelnd vor Erregung unter den alten Kirchhofslinden harrten bis sich die Kirchthüren öffneten. Pastor Diedelmeier hat es wohl besonders gut verstanden, an junge Herzen heranzukommen; der Tag war mir ein Tag der Weihe und der Erhebung. Mein einziges Geschenk, eine kleine goldene Brosche von den Eltern entlockte mir Freudentränen. Meine Schwestern Minna und Klärchen wurden 2 Jahre später zusammen eingesegnet.

Damit schliesse ich meine Erinnerungen, soweit sie Dreyers Haus im besonderen angehen. Das Elternhaus hat uns noch manches Jahr offen gestanden, es sah auch noch Vaters Enkelkinder. Mutter hat nur Heinz Oetker erlebt, als kleiner Einjähriger mit blonden Locken hat er auf ihrem Krankenbett gesessen. Sie liebte ihn zärtlich. Nach schweren Leiden starb Mutter am 28. April 1900. Vater folgte ihr sieben Jahre später. Ein friedlicher sanfter Tod, ein Herzschlag nahm ihn hinweg; das Mädchen fand ihn am Morgen - 20. Januar 1907 - tot neben der verlöschenden Lampe, vor ihm lag das aufgeschlagene Buch, in dem er abends

gelesen. Abschiednehmend ging man - als das Haus leergeräumt war, noch einmal durch seine Räume, die sich nun für uns schlossen - die Stätten der Kindheit und Jugend.

Diesen persönlichen Erinnerungen möchte ich noch einiges über die Entwicklung der Heimatstadt und des kulturellen Lebens beifügen. Mit meinen 60 Jahren stehe ich ja auf einer Warte und überschau - rückwärtsblickend auch auf diesem Gebiet ein langes Stück Weges. Manches habe ich schon erwähnt, soweit es das häusliche Leben anging. Die Verkehrsmittel, die uns mit der Aussenwelt verbunden, waren nach heutigen Begriffen äusserst primitiv. Da war der schon erwähnte gelbe Postwagen. Er fuhr morgens um sechs und mittags zum Bahnhof Bieckeburg. Ein Anschlag regelte die Rauchgelüste: „Das Rauchen im Wagen ist nur gestattet, wenn sich Personen weiblichen Geschlechts nicht in demselben befinden und wenn alle Mitreisenden ihre Zustimmung dazu geben.“ Sechs Plätze waren im Innern und einer neben dem Postillon, den „Schwager.“ Der trug zu blauem Uniformrock einen hohen Hut aus Lackleder mit Federbusch. Wenn er ins Städtchen einfuhr, stiess er schmetternd ins Horn, blies ein besonderes Signal, wenn eine „Extrapost“ hinterher fuhr. - Man musste sich schon ein Fuhrwerk nehmen, wenn man verreisen wollte. Ausser „Jü, Liese“ war das Gespann vom „Berliner Aldag“ zu haben, mit ihm fuhr man feudaler. Von Kirchhorsten kam wöchentlich oder nach Bedarf Bauer Gottschalk mit dem Frachtgut. Drei Generationen waren bei diesem Gespann: der Grossvater im weissen Kittel, Sohn und Enkel in Manchester - ich könnte sie heute noch malen. Unten in der Ebene fuhr die Bahn vorbei, 6 km weit. Um 5 Uhr trafen sich, immer auf die Minute pünktlich, da unten die „Jagdzüge“, - wie oft hat uns die Vater gezeigt. Die ersehnte

Bahn-Kleinbahn von Städtagen nach Rinteln - wurde 1900 eröffnet. Das erste hochbeinige „Veloziped“ - wie kamen wir angestürzt, um es anzustauen! Das vordere Rad etwa $1\frac{1}{2}$ Meter, das hintere 30 Ctmtr. hoch. Wer glücklich oben sass, musste aufpassen, dass er nicht schnell wieder herunter kam. Ein blauer, enganliegender Trikotanzug mit knappen Kniehosen gehörte dazu - unerhört fesch! Der erste Luftballon, den wir sahen, schwebte von Minden kommend, eine goldene Kugel, gerade über unsern Torweg weg, wie wir meinten. Im Bückeberg landete er, auf abgeholzter Stelle, unterstützt von einer Anzahl Obernkirchener, auch Vater war dabei. Hin und wieder wurde noch geritten, die Aerzte taten es, um schneller vom Fleck zu kommen. Ins Krankenhaus geschickt werden war nach damaliger Meinung dem gewissen Tode entgegen gehen. In Rinteln herrschte - wie ich mir habe sagen lassen - neben dem leitenden Medizinalrat der Verwalter, ein Schuster, von dessen gutem Willen das Wohl und Wehe des Patienten abhing. In Gellendorf war - wohl nur vorübergehend - nach einer Schlagwetterkatastrophe ein Berglazarett eingerichtet. Wer eine Operation zu bestehen hatte, ging nach Minden oder nach Hannover. Die Zahnpflege lag im Argen, wenn ein Zahn wehtat, wurde er gezogen. Das besorgte der Arzt oder der Bader. Ein wenig menschlicher wurde man schon behandelt - wenn man auch das Zahnziehen ohne irgendwelche Narkotika ertragen musste - als in Vaters Jugendzeit. Er erzählte, dass der schon erwähnte Herr Amtschirurg den Patienten sich auf den Boden setzen liess, dass er dessen Kopf zwischen seine Knie klemmte und dann die Zange ansetzte. Vater hat es erdulden müssen. Komplizierte Fälle behandelte Hofzahnarzt Mosebach, der einzige seines Fachs

in Bückeberg. Zur Erinnerung an seine in der Türkei verlebten Jahre trug er einen roten Fetz.- Das Innere der alten Kirche - wie weit schaut sie ins Land - aus vorreformatorischer Zeit stammend - war sie in katholischer Zeit ein Wallfahrtsort - befand sich in einem verfallenen Zustand. Das Gestühl stand kreuz und quer über den Gräften der Grafen von Schaumburg, der Aebtissinnen und sonstiger Prominenter. Wie die Stiftsdamen hatten auch deren „Jungfern“ ihre eigene geräumige Empore, schwach besetzt, wenn man unten keinen Paltz fand. Das hat Vater oft gerügt - diese Raumverschwendung für einige Auserwählte. Gut besucht waren die Gottesdienste auch im eisigen Winter. Eine Heizung wurde erst mit der Renovierung 1892 eingebaut. Ein Teil des Dorfes Vehlen gehörte - obwohl es eine eigene Kirche hat - nach Obernkirchen. Wir standen am Sonntagmorgen gern am Flurfenster und sahen die bäuerlichen Kirchgänger von Vehlen heraufkommen - scharenweis. Die schaumburg-lippische Landestracht wurde noch allgemein getragen. An eine grosse Bauernhochzeit, eine „Putzhochzeit“ erinnere ich mich aus früher Kindheit. Die Braut trug die aus Blumen und Perlen geflochtene hohe Krone, die zwölf Brautjungfern ähnliche. Die Burschen waren beritten, die Mädchen sassen auf einem Leiterwagen, der ganz mit Tannengrün bekleidet wie eine Laube aussah. Es lag tiefer Schnee, der Wagen ist dann bei Geildorf in den Graben geraten und mit den 12 Brautmädchen umgekippt.- Die bäuerlichen Toten - zweiundzwanzig Dörfer waren eingemeindet - wurden auch auf Leiterwagen zum Friedhof gebracht. Vor dem Sarg sassen auf einer Schütte Stroh zwei in grosse gestickte Mulltücher gehüllte Klagefrauen, der Lenker des Wagens ritt das

Handpferd.- Eine Lokalzeitung erschien erst Mitte der neunziger Jahre. Die Mindener Zeitung war recht verbreitet. Irgendwelche Anzeigen von Behörden und Geschäftsleuten wurden „durch die Schelle“ bekannt gemacht: „Es wird daran erinnert, dass die Bürgersteige bei Glatteis zu bestreuen sind“ - „Morgen frischer Schellfisch bei Fritz Siebke.“ Familiennachrichten übermittelte man mündlich. Ein Dienstmädchen in weisser Schürze: „Schön Gruss von Herrn und Frau X, vorige Nacht wäre ein kleiner Junge angekommen.“ - Es huscht ins Haus: die „Abele“, die Totenfrau, deren düsteres Handwerk ihrem Wesen den Stempel aufgedrückt, sie ging sehr leise und sprach mit Grabesstimme: „Empfehlung von Herrn und Frau Y und sie liessen Sie zu wissen duhn, dass der Grossvater eingeschlafen wäre, die Beerdigung wäre Sonnabend.“ Die Kränze für liebe Verstorbene wand man selbst, Mutter verstand das sehr schön. Der erste Gärtner, Dekkers, fing Mitte der achtziger Jahre mit einem Mistbeet, das er in sonnenarmem Hof errichtete, an. Er bekam von den Eltern einen Trauerkranz in Auftrag, die Blumen dazu holte er sich in unserm Garten. Mir drehte sich das Herz um in dem Gedanken, dass all die Veilchen, die er pflückte, in die schwarze Erde kommen sollten. Die kleinen Geschäfte des Städtchens boten das, was man zum Leben nötig hatte. Anspruchslos, wie man war, genügte das auch. Alle Garderobe wurde im Haus angefertigt, Seniorin der Schneiderinnen war Fräulein Achilles. Ich sah immer ihren zerstoche- nen Zeigefinger an, das vorderste Glied war wirklich nur noch zur Hälfte da, sie nähte viel mit der Hand. Die Bäckerläden sahen im Vergleich zu heute, wo jeder Bäcker - auch auf dem Dorf - zugleich Konditor ist - dürftig aus. Neben dem „Schwarz-

Halbklar- und Klarbrot" einige Mauschellen und Wienerbrötchen. Die Hausfrau backte ihren Kuchen selbst, auch Brotbacken im Haus war vielfach üblich. Bei Kaffeegesellschaften nahm man Eschmanns Hofkonditorei in Bückeberg in Anspruch. Da erschien der Bote um 5 Uhr mit dem Eis - er kam mit seinem Korb zu Fuss von Bückeberg, 6 km weit, - selbstverständlich! Frommholds Buchladen und seine Leihbücherei in Bückeberg stillte den Lesehunger, auch hier kam der Bote mit seiner büchergefüllten Ledertasche zu Fuss. - Der Fleischverbrauch - Zeichen aufsteigenden Wohlstandes, war gross, wenigstens in unserm Bekanntenkreis. Regelmässig am Sonnabend erschien die Meisterin, Frau Schrader, mit der schwer beladenen „Molle." Da war der grosse Kalbsbraten oder die „englische Rippe" für den Sonntag, Rindfleisch für die Suppe am Montag, ausser den Bratenresten gabs nochmal Koteletts in der Woche - Fleisch fast täglich. Daneben noch die selbstgeschlachteten Schweine. Mit gelindem Grauen denke ich heute an diese Fleischmahlzeiten. - Die Vergnügungen und Zerstreungen waren ebenfalls sehr bescheiden. Ausser dem Klub gaben die Gesang- und Turnvereine ihre Unterhaltungsabende im Winter, Vorfürungen eigenen Könnens darbietend. Dann und wann ein Sinfoniekonzert in Bückeberg; wer nach Hannover ins Theater fahren konnte, wurde angestaunt und beneidet. Zum Ergötzen der Jugend produzierten sich hin und wieder fahrende Künstler auf dem Marktplatz. Turnen am Trapez, abgerichtete Tiere und - halsbrecherische Kunst: die Vorfürungen auf hohem Seil - in 10 m Höhe. Schnöde, wenn der Einsammler mit dem Teller kam, flüchteten viele der Zuschauer.

„Es war einmal!" Tun wir recht daran, wenn wir uns nach der „guten alten Zeit" zurücksehnen? Hat es wirklich eine gute alte Zeit gegeben? Ich las einmal darüber: Ein freundliches

Geschick hat es gefügt, dass in unserer Erinnerung im Vordergrund nur die frohen und glücklichen Ereignisse stehen, während die traurigen allmählich verblassen. Dieser Umstand hat wohl den Begriff von der „guten alten Zeit“ geprägt. Wenn wir uns etwas zurückwünschen, so ist es die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, die damals im Volke wurzelte, die Ehrfurcht vor dem Alter, die Ruhe, mit der man sein Tagewerk verrichtete, die Beschaulichkeit des Feierabends. In welchem Gegensatz das „Tempo“, die Hetze von heute, der Lebenshunger und die Genussucht! Die grossen Errungenschaften der Technik auf jedem Gebiet möchten wir nicht missen, die erleichtern die Arbeit und verschaffen uns manche Freude. Auch des mehr kameradschaftlichen Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern wollen wir uns freuen, wenn auch die strenge Erziehung von früher ihr Gutes hatte - uns wenigstens hat sie nicht geschadet. -

Ich grüsse Euch, die nach uns kommen und für welche diese Aufzeichnungen niedergeschrieben sind, Nachfahren von uns aus Dreyers Haus! Wohin das Leben Euch führt, wo immer im deutschen Vaterlande Ihr eure Bleibe habt - lenkt eure Schritte einmal in die Heimatstadt, nach Obernkirchen. Wenn Ihr das liebe Haus seht, vielleicht besichtigen könnt nebst seinem Garten, wenn Ihr die alten Gräber auf dem Friedhof aufsucht - es sitzt sich so schön da oben in sommerlicher Frühstunde - dann denkt freundlich an sie, von denen diese Blätter erzählen.